

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz  
**Band:** 67 (1958)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Erlebte Gastfreundschaft  
**Autor:** Reinhard, Marguerite  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-975308>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ob dieser Unbekannte aus Ungarn oder auch nur aus dem nächsten Dorfe kommt. «Fremde Fötzel» ist ein unschöner Ausdruck, aber leider einer, der kaum aus unserem Wörterbuch verbannt werden kann. Ist dieses nicht ausrottbare Misstrauen nun eine typisch schweizerische Erscheinung? Wohl kaum! Alle Berg- und Bauernvölker kranken daran, wobei es bei uns eher auffällt, weil wir ein kleines Land bewohnen. Die Bauern der Eifel, die Farmer der Rocky Mountains und die «paysans» der Pyrenäen unterscheiden sich in dieser Hinsicht kaum von uns. Von ihnen aber spricht man nicht, weil sie in ihrem Land die Minderheit bedeuten und ihre Gegenden nicht so von Fremden überflutet werden wie die Schweiz. Es gibt aber noch einen anderen Grund für unser Misstrauen. Umgeben von Nachbarn, die nicht immer nur «freundlich» mit uns umgingen, ferner als Land, das zu keiner Zeit die Ernährung aus der eigenen Scholle sicherzustellen vermochte und bis vor 150 Jahren immer wieder von Hungersnöten bedroht wurde, im ständigen Kampf um die Existenz, der hier schwerer ist als anderswo, muss man verstehen, wenn jeder Fremde vorerst einmal als Eindringling betrachtet wird. Erweist es sich dann, dass er nichts von uns will, so tauen wir auf. Verlangt er aber etwas von uns, ehe wir ihm unser Herz geöffnet haben, so ziehen wir uns zurück. Dass dabei alte Vorurteile und vorgefasste Meinungen mit im Spiele sind, lässt sich nicht wegleugnen. Wer Deutsch spricht, aber nicht Schweizerdeutsch, der ist ein «Schwab», auch wenn er Auslandschweizer ist und seine Vorfahren gute Schweizer waren. Es gibt Nationen, deren Gebaren uns gegen den Strich geht, und wir erachten leider jeden Angehörigen eines fremden Volkes für dessen Taten oder Untaten verantwortlich. Die Ungarn sind ein Volk mit andern Sitten, andern Lebensgewohnheiten und von anderem Aussehen. Sie «lie-

gen» nicht allen Schweizern. Dagegen gehören die Engländer und Amerikaner zu den wenigen Nationen, die sich bei uns einer fast ungeteilten Sympathie erfreuen.

Dass man in der Schweiz nur sehr zögernd in ein Privathaus eingeladen wird, ist ebenfalls bekannt. Abgesehen vom erwähnten Misstrauen gegenüber dem Fremden, spielen noch andere Kriterien mit; denn auch die eigenen Landsleute werden wenig eingeladen.

Als Bauernvolk sind wir gesellschaftlich unbeholfen und gehemmt. Die angeborene Zuverlässigkeit und Genauigkeit verführen uns dazu, eine noch so einfache Einladung als ein «weltbewegendes» Ereignis zu betrachten und dementsprechend aufzuziehen. Nicht nur ein unerwarteter, sondern sogar ein erwarteter Besuch stellt einen schweizerischen Haushalt völlig auf den Kopf. Die Hausfrau versucht sich selbst zu übertrumpfen: sie erstickt beinahe in Förmlichkeit, und der «nette Abend» wird selten gänzlich unbeschwert verlaufen; denn die Frage scheint an ihr zu nagen: «Was denken die Leute von uns?» Das gute Herz der Schweizer Frauen tritt vor lauter Hemmungen überhaupt nicht in Erscheinung.

Misstrauen, Unbeholfenheit, Wortkargheit und allzu grosse Genauigkeit, das sind die Hypothesen, mit denen unsere private Gastlichkeit belastet wird. Wie einfach wäre doch alles, wenn wir uns dazu entschliessen könnten, die Freunde zu einer Plauderstunde statt zu einem «Fest» einzuladen!

Schweizer, die viele Jahre im Ausland gelebt haben, fühlen anders als viele der Zuhausegebliebenen. Da sie aber stets in der Minderheit sind, spricht man nicht von ihnen, und so kommt es, dass wir alle im Rufe stehen, nicht gastfreundlich zu sein, und das dürfte sich kaum in absehbarer Zeit ändern.

*Harry Schraemli*

## ERLEBTE GASTFREUNDSCHAFT

Von Marguerite Reinhard

Es war im Jahre 1946. Das Schweizerische Rote Kreuz hatte damals in verschiedenen Hotels in Adelboden, die es gemietet, an die tausend tuberkulosegefährdete kriegsgeschädigte Kinder aus verschiedenen Nationen aufgenommen, damit sie sich in mehrmonatiger Kur in der reinen und stärkenden Bergluft und bei kräftigender Nahrung erholen und wieder gänzlich gesunden konnten. Unter diesen Kindern befand sich auch eine grössere Gruppe polnischer Kinder, die wir eines Tages be-

suchten. Als wir mit der Leiterin sprachen, erschienen einige kleine Polinnen, knicksten anmutig und luden uns zu einem Tee in ihr Zimmer ein. Dort hatten sie mit Kissen und Schemeln auf dem Boden eine Teerunde vorbereitet, auf einem Puppenherd brodelte Wasser, aus einer winzigen Kanne duftete der Tee. Wir mussten uns auf die Kissen setzen, und mit lieblichem Ernst boten uns zwei kleine Mädchen Biskuits und in kleine Stücke gebrochene Schokolade an, während ein drittes die Puppen-



Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich

tässchen mit goldenem Tee füllte. Sechs andere Mädchen standen an einer Stubenwand und sangen polnische Lieder, zu deren Klängen sich drei kleine Mädchen in graziösem Tanze wiegten. Dann hiess uns das älteste Kind in gebrochenem Französisch willkommen und bat uns, die Einfachheit des Gastmahls zu entschuldigen. Der ganze kleine Empfang war mit so viel Grazie, mit so viel angeborener Anmut und Anstand durchgeführt worden, dass er uns zutiefst erfreute und uns unvergesslich blieb. Sehr oft haben unsere Gedanken seither die kleinen Gastgeberinnen gesucht. Was ist wohl aus diesen liebenswürdigen kleinen Mädchen, die heute alle erwachsen sind, geworden?

\*

Wir hatten Patenschaftspakete in ein westmazedonisches Dorf gebracht und sie im Schulhaus an die bedürftigsten Kinder verteilt; diese Kinder hatten alle schon das Schulhaus verlassen, nur solche, die nichts erhalten hatten, waren dageblieben und beobachteten jede unserer Bewegungen und lauschten hingerissen der für sie fremden Sprache, derer wir uns im Gespräch mit dem Lehrer bedienten. Wir schickten uns an, umringt von diesen Kindern, uns vom Lehrer zu verabschieden, als die Lehrersfrau ins Schulzimmer trat. In der Schale der Hände trug sie eine zweite Schale aus gebrannter Erde, und darin funkelten frischgewaschene herrliche Trauben in den durchs Fenster einfallenden Sonnenstrahlen. Die Türe hatte sie offen gelassen, sie gab den Blick auf einen langen

Gang frei. Mit schönem Neigen des Kopfes bot sie uns von den Früchten an. Kaum hatte sich unsere Hand nach einer Traube ausgestreckt, schoben sich die Kinder, rückwärts gehend und keinen Blick von uns lassend, über die Schwelle hinaus; wir sahen sie durch den langen Gang schlendern und aus der Türe verschwinden. Keiner hatte sie gehen heissen, auch unter ihnen war kein Wort gefallen. Im Augenblick der Bewirtung hatten sie sich in selbstverständlicher Einmütigkeit zurückgezogen und dem Gast damit das Bedrückende erspart, vor Kindern etwas essen zu müssen, das diesen einen seltenen Leckerbissen bedeutet, ohne diesen Leckerbissen — um die Gastgeberin nicht zu beleidigen — mit den Kleinen teilen zu dürfen. Wer hatte die Kinder solchen Takt, solches Feingefühl gelehrt?

\*

Wir waren über Schottlands Hügel gewandert, waren einem Rudel Rehe nachgepirscht und dabei vom Wege abgekommen und wussten, als der herbstliche Abend früh mit seinen Nebelschwaden einbrach, nicht mehr, wo wir uns befanden. Nass, hungrig und ermüdet stolperten wir durch Wald und Feld, als ein schwacher Lichtkegel durch den Nebel zu uns drang; wir folgten ihm, und er geleitete uns durch einen Hof an eine Haustür. Ein Mädchen nahm uns die nassen Mäntel ab und brachte uns ans Kaminfeuer einer grossen Halle mit alten, schweren Möbeln und bequemen Stühlen. Wohin hatte uns das Schicksal geführt? Kaum

Fortsetzung auf Seite 23

hatten wir uns gesetzt, erschien auch schon ein älterer Herr in schwarzem Abendanzug. Wir stellten uns ihm vor, erzählten ihm, wie wir vom Wege abgekommen und fragten, auf welche Weise wir wohl den nächsten Ort erreichen könnten.

«Heute abend nicht mehr», lächelte er. «Am besten bleibt Ihr die Nacht hier in meinem Haus. Platz ist genügend da.» Er öffnete eine Tür, hinter der eine Treppe abwärts führte, und rief: «Bessie, wir haben vier Gäste bekommen, sicher sind sie sehr hungrig, sie werden mit uns essen und hier schlafen.» Von unten schallte es mit frischer Stimme herauf: «Allright, Sir! In einer halben Stunde ist angerichtet.»

Aus einem Abend und einer Nacht wurden fünf Tage. Einer jener kultivierten, vornehmen schottischen Gentlemanfarmer und seine entzückende Frau hatten uns aufgenommen. Tausend schöne Erinnerungen verbanden sie mit der Schweiz. Die abendlichen Gespräche am Kaminfeuer gingen lebhaft hin und her und mussten jeweils der sehr fortgeschrittenen Stunde wegen ungerne abgebrochen werden, so dass am nächsten Morgen keine Rede davon sein durfte, dass wir das gastliche Haus verliessen. Wir gaben jeweils dem Drängen, noch zu bleiben, gerne nach; denn uns war damit Gelegenheit geboten, nicht nur das Leben auf einer schottischen Grossfarm mit riesigem Landbesitz und unermesslichen Schafherden aus nächster Nähe, sondern auch die Geschichte Schottlands sowie das Schicksal seiner alten Geschlechter aus hinreissenden Erzählungen und Liedern kennen zu lernen. Schottland ist uns sehr lieb geblieben.

\*

Es war in Léopoldville, Belgisch Kongo. Loyobè war seit einigen Tagen nicht zur Arbeit erschienen,

hatte auch keinen Boten gesandt, um sein Fernbleiben zu begründen, und seine Kameraden, von uns befragt, gaben ausweichende Antworten. Loyobè war nicht einer jener Neger, die kommen und gehen, wie es ihnen gefällt, und die, wenn sie wegbleiben, rasch ersetzt werden können. Nein, Loyobè war ein begabter, intelligenter, strebsamer kaufmännischer Angestellter, ein sogenannter *Evolué*, ein Gehobener, den zu fördern eine Freude bedeutete und dessen Fehlen schon nach wenigen Tagen den Lauf der täglichen Geschäfte aus dem gewohnten Gang zu werfen drohte. Kurz, bei Loyobè wurde eine schöne Zukunft als sicher vorausgesehen. Wir fuhren in die Negerstadt, in die Belge, um selbst nach Loyobè zu sehen und ihm jene ärztliche Hilfe zuteil werden zu lassen, deren er sicherlich bedurfte; denn mit einem andern Grund als Krankheit vermochten wir uns Loyobè's Wegbleiben nicht zu deuten.

Wir kannten das kleine vierzimmrige Haus, in dem er, erst einige Monate verheiratet, mit seiner Frau und drei andern jungen Paaren hauste, jedes Ehepaar in einem Zimmer, mit gemeinsamer winziger Küche und einem Duscherraum. Als wir in den engen, von der Sonne kahl gebrannten Hof traten, drängten sich vor der Haustür aufgeregt durcheinandersprechende Eingeborene: Negerinnen, Kinder und alte Männer. Das Palaver verstummte sofort, als wir uns ihnen näherten; sie drängten sich noch mehr aneinander, in der Mitte eine schmale Gasse freilassend, um uns durchzulassen. Auf der Schwelle sass trübe Loyobè's junge Frau, neben ihr kauerte bedrückt ein altes Negerpaar, und an der Hausmauer lehnten einige ebenso bedrückte junge Menschen. Wir fragten, sehr beunruhigt, die junge Frau nach Loyobè; sie aber, noch nicht lange aus dem Busch hergereist und der französischen Sprache



Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich

noch nicht kundig, gab keine Antwort und begann zu schluchzen. Uns folgend hatten sich noch mehr Neger in den stickigen Hof gedrängt; einer davon schuf sich mit Schulter und Ellbogen einen Weg, trat vor uns und sagte: «Loyobè ist weg. Einfach nicht mehr heimgekommen.» Er wies auf die Schwelle: «Das ist seine Frau, die andern sind die Verwandten der Frau — die Eltern und sechs Brüder und Schwestern.» Bekümmertes Schweigen . . . dann, mit starrem Blick: «Sie wohnen alle da, seitdem Loyobè geheiratet hat. Alle in seinem Zimmer. Seit sechs Monaten. Loyobè hat Schulden. Sehr viele Schulden.»

Wir wussten genug. Wiederum — wie schon oft — hatte eine übertriebene Auffassung von Gastfreundschaft die hoffnungsvolle Laufbahn eines jungen Eingeborenen vernichtet; denn die Gastfreundschaft bedeutet dem Eingeborenen heilige Pflicht. War es im Busch nicht selbstverständlich, dass man sich innerhalb der eigenen oder angeheirateten Sippe besuchte? Maniok wuchs genügend. Der Bananenhain schenkte reiche Frucht. Eine zweite Hütte war neben der eigenen rasch gebaut. Weshalb sollte man den Bruder, den Onkel, den Sohn oder die Tochter nicht auch in der Stadt besuchen? Eines Tages tauchen sie in Léopoldville auf: Vater, Mutter, die Geschwister, deren Kinder. Staunend gehen sie durch das dichte Strassengewirr der Eingeborenenstadt, noch staunender lernen sie das Europäerviertel kennen, das sich, in einem Garten von Palmen und Blumen, fast 25 Kilometer dem Kongofluss entlang zieht. Genügt ein Menschenleben, all das Neue zu sehen und zu begreifen? Aus Tagen werden Wochen, aus Wochen werden Monate. Kein Maniokfeld schenkt seine nahrhaften Knollen, die Bananen sind in der Stadt teuer. Jedes Stück Brot, jede Frucht, jeder getrocknete Fisch, alles, was auf den Tisch des Stadteingeborenen gelangt, muss bezahlt werden. Der Verdienst hält solcher Belastung nicht stand. Die Bedürfnisse der Besucher wachsen, je mehr sie staunend aufnehmen und begreifen. Sorgen beginnen den Gastgeber zu drücken. Er leiht sich Lebensmittel vom Nachbarn,

Geld von Arbeitskameraden und Freunden. Die Sitte verbietet ihm, den Besuch zur Heimkehr zu bewegen. Sorgen und Schuldenlast werden täglich unerträglicher, der Besuch indessen vergnügt sich in kindlicher Sorglosigkeit . . . bis eines Tages der Gastgeber verschwunden ist, Schulden und eine ratlose Familie zurücklassend. Fast täglich wird in Léopoldville eine Existenz wegen Gastfreundschaft vernichtet.

\*

Vor zehn Jahren noch gab es im Fischerdorf Sant' Angelo auf der Insel Ischia nur wenige Gäste. Das einzige Hotel und die zwei kleinen Pensionen boten damals noch wenig Bequemlichkeit, die nächste Autostrasse lag weit entfernt, und das schnaufende, rauchende, ratternde Motorboot, das das abgelegene Fischerdorf mit der mondänen Welt Ischias verband, bedeutete für verwöhnte Menschen eine Zumutung. So verbrachten denn damals jeweils einige wenige Kunstmaler, Schriftsteller, Psychologen und Ruhebedürftige herrliche Wochen oder Monate der Ungebundenheit und Abgeschiedenheit an einem bezaubernden Meeresstrand. Damals war noch jeder Gast in Sant' Angelo zugleich auch Gast der ganzen Umgebung. Streiften wir durch die Weinberge — als wir dort weilten, war es September — trat uns sicher irgendwo ein Weinbauer entgegen und überreichte uns mit unnachahmlicher Gebärde die schönste Traube, die er mit raschem Blick im Grün der Blätter entdeckt und für uns geschnitten hatte. Wanderten wir bergan, um — die hügelige Insel überquerend — ein paar Stunden bei Freunden in Forio oder Porto d'Ischia zu verbringen, konnten wir sicher sein, in ein Haus gerufen und mit einem Glas Wein oder einer Frucht bewirtet zu werden. Rein um der Gastfreundschaft willen. Eine Gegengabe hätte sie, die uns mit schönstem Anstand bewirteten, tief verletzt. Heute soll Sant' Angelo viel von seinem einstigen Zauber verloren haben; immer mehr wächst es sich zu einem Fremdenkurort aus. Damit wird auch die schöne Gastfreundschaft der Bevölkerung immer mehr verschwinden.

## EIN SPIEGEL WIRD UNS VORGEHALTEN

Die Frage «Ist der Schweizer ungastfreundlich?» hat uns in den letzten Wochen in besonderem Masse beschäftigt; wir haben sie vielen Menschen verschiedensten Schlages und aus den verschiedensten Kreisen vorgelegt und versuchen nun nachfolgend, die Mannigfalt der Meinungen zusammenzufassen.

Vorausschicken möchten wir, dass, nach den Erzählungen der Ungarn, die Gastfreundschaft in

ihrem Lande viel natürlicher, selbstverständlicher und auch herzlicher sein muss als bei uns. Dort würden keine Umstände gemacht; der Gast sei jederzeit willkommen. Er komme zumeist unangemeldet, einfach schnell zu einem kleinen Gespräch, wenn er gerade dazu Lust verspüre. Befinde man sich gerade beim Essen, werde ein weiteres Gedeck aufgelegt. Ganz unkompliziert. Das sei es, was sie bei uns vermissten.